

**Generalversammlung
Gesellschaft der Freunde der Universität Tel Aviv in Österreich
Österreichische Kontrollbank, Wien, 21.03.2011**

Prof. Herbert Krejci: Die Zweite Republik in Anekdoten

Herr Präsident, lieber Hannes, Herr Generaldirektor, verehrter Herr Bundesminister, meine sehr geehrten Damen und Herren. Zunächst recht herzlichen Dank für die ehrenvolle Einladung, hier sprechen zu können. Dank Ihnen, verehrter Herr Bundesminister, für die äußerst charmante Einbegleitung. Ich muss sagen, es hat mich selten etwas so animiert wie der Wahlkampf für Heinz Fischer, und die Veranstaltungen dort waren für mich gewissermaßen ein Vitaminstoß. Ich wollte, wir hätten öfter Präsidentenwahlen.

Meine Damen und Herren, was erwartet Sie in der nächsten Stunde? Ich möchte sagen, eine zeitgeschichtliche Conference mit einem gewissen politischen Tiefsinn. Ich stelle fest, dass wir in einer Zeit leben, die wenige Jahrzehnte schon zurückliegende Erfolge, Leistungen usw. kaum mehr zur Kenntnis nimmt und in der handelnde Personen der Zweiten Republik zum großen Teil auch bei den jungen Leuten völlig in Vergessenheit geraten sind.

Zur Person darf ich sagen – damit Sie wissen, welchen Zugang ich zum Thema habe – ich bin gewissermaßen sozialisiert worden in der Vereinigung Österreichischer Industrieller durch ältere Herren, Dr. Mayer-Gunthof, Mautner Markhof, Dr. Fetzer. Vor allem die Erstgenannten waren Menschen, die den Sprung vom Ständestaat zur Anerkennung der Sozialpartnerschaft aus innerer Überzeugung geschafft haben. Von denen habe ich gelernt, dass Sozialpartnerschaft und Zusammenarbeit das Wichtigste sind, um noch einmal eine Katastrophe, wie wir sie in den Jahren '34 bis '38 erlebt haben, zu vermeiden.

Zur Anekdote: Der große Dichter Novalis hat einmal gesagt: „Die Geschichte ist eine einzige große Anekdote.“ Anton Kuh, ein liebenswerter österreichischer Feuilletonist, formuliert das anders: „Wie sich der kleine Moritz die Weltgeschichte vorstellt, so ist sie auch.“ Meine Damen und Herren, ich hatte Gelegenheit, seit 1946 – ich glaube, ich bin der letzte noch lebende Redakteur der Tageszeitung Wiener Kurier. Selbst amerikanische Botschafterinnen haben nicht gewusst: „Oh, you had a newspaper in Vienna!“ – Habe ich gesagt: „Na, wo ist das Factsheet vom State Department?“ – das ihnen übergeben wird, dass es so etwas gegeben hat. Ich konnte das also aus der Nähe verfolgen, wengleich in einer sehr untergeordneten Position. Ich bitte die Anwesenden Ex-Mitglieder der Bundesregierung, gnädige Richter zu sein, falls ich Anekdoten hier wiedergebe, an deren Wahrheitsgehalt Sie als Teilnehmer dieser Zeit etwas zu zweifeln haben.

Aber, sehr geehrte Damen und Herren, wichtiger als die absolute historische Verbürgtheit bei der Schilderung eines Vorfalles oder einer Position ist der innere Wahrheitsgehalt. Und ich habe gelernt, dass Anekdoten gewissermaßen eine Eigendynamik entwickeln. Mit der Zeit entwickeln sie sich immer weiter, sie brauchen aber eine Bezugsperson, auf die etwas konzentriert ist. Und dann sagt man: Nur der kann das auch wirklich gesagt haben.

Ich habe bei lieben Mitgliedern der Literaturszene der Zwischenkriegszeit erlebt, dass sie jede Äußerung so lange aufgefrischt haben, bis zum Schluss etwas ganz anderes herausgekommen ist, und dass man das Gefühl hat, derjenige, der das erzählt hat, hat täglich mit Karl Kraus Kaffee getrunken. Es war nie der Fall. Es war ähnlich wie auch in der Industriellenvereinigung: Wenn die alten Herren vom alten Kaiser gesprochen haben, hat man das Gefühl gehabt, Franz Josef hat jeden Tag jedem auf die Schulter geklopft. So, ich möchte sagen, war die Identifikation.

Ich habe gelernt, dass es auch in der Politik sehr menschelt. Und dieses Menscheln hat auch einen gewissen Tiefgang. Die Anekdotensammlung wird vor allem zwei tragende Persönlichkeiten in den Blick nehmen, die nämlich etwas hergeben, die das haben, was der Journalist einen „Sager“ nennt – das ist Julius Raab und Bruno Kreisky. Zwei völlig entgegengesetzte Typen. Bruno Kreisky, der intellektuelle Mann aus dem großbürgerlichen Milieu – Julius Raab, der typisch österreichische Mittelstandsunternehmer, grantelnd, kleinbürgerlich in Manchem, mit einem ungemeinen Machtinstinkt ausgestattet, aber große Verdienste um die österreichische Republik.

In den „Tangenten“, den Tagebüchern von Heimito von Doderer, findet sich unter dem Ostersonntag von 1964 eine sehr treffende Bemerkung: „Der österreichischen Staatsklugheit ist in Gestalt einer

Regierung bescheidener, aber äußerst tüchtiger Männer eine große Gnade erwiesen worden.“ Und Gerd Bacher hat das mit der ihm eigenen Prägnanz gesagt über Männer Raab, Figl, Helmer und Böhm: „Sie waren schlechte Redner, sie lasen wenig Bücher, tranken immer denselben Wein und aßen die gleichen drei Gerichte – aber sie haben das Vaterland gerettet.“

Wem verdanke ich diese Anekdoten? Den großen Anekdotensammlern dieser Republik. Das ist der schon verewigte Gottfried Heindl, langjähriger Intimus von Julius Raab, Johannes Kunz, aus dem Fernsehen bekannt, auch durch sein Buch „Ich bin der Meinung“, Gerhard Vogl, aus dem österreichischen Rundfunk bekannt, der die politischen Fernsehsendungen gestaltet hat, der sich mit einem unheimlichen Eifer um immer neue Anekdoten bemüht, und Hans Werner Scheidl, der das große Verdienst hat, dass er jede Woche am Samstag eine zeitgeschichtliche Seite in der „Presse“ produziert, in völliger Freiheit, und neuerdings auch Karl Korinek mit seinem Buch „Die Geschichten vom Onkel Julius“, das folgenden Hintergrund hat: Der langjährige Präsident des Verfassungsgerichtshofs war in seiner Jugend relativ früh Besitzer eines Führerscheins. Da sein Vater, der langjährige Generalsekretär der Bundeswirtschaftskammer und spätere Finanzminister keinen Führerschein hatte, durfte er die Eltern plus Julius Raab kutschieren zu Anlässen und vor allem auch zum Urlaub am Weißensee, und hat in dieser Zeit sehr, sehr viel aufgeschnappt.

Gestatten Sie mir, dass ich mit Julius Raab rein zeitmäßig beginne. Die beste Charakteristik hat für ihn das Hamburger Magazin „Der Spiegel“ gefällt: „Cäsar in Knöpfschuhen“ – man wollte damit ausdrücken, dass er sehr konservativ auch gekleidet war. Ein Mann, der im Café Landtmann dann grantelnd beim Mokka gesessen ist, seine Virginia, wie das so schön heißt, geraucht hat, Zeitungen gelesen hat usw. Ein Mann, völlig entgegengesetzt dem, was Bruno Kreisky dargestellt hat.

Lassen Sie mich mit einer Anekdote beginnen, die das erste Zusammentreffen zweier späterer Persönlichkeiten der Zweiten Republik schildert. Und ich bitte um Verständnis, wenn ich bei Julius Raab manchmal vom Burgtheater-Deutsch – oder dem, was ich noch glaube, dafür zu halten – in den Dialekt ver falle, weil das bei Julius Raab unbedingt notwendig war.

Julius Raab hatte im Ersten Weltkrieg mitgemacht und wurde am 1. Mai 1915 zum Leutnant befördert. Bald darauf wurde er an die Südfront versetzt, an der er zehn Isonzo-Schlachten mitgemacht hat. An der italienischen Front begegnet Julius Raab dem Stabschef der Isonzo-Armee, Oberst Theodor Körner, Edler von Siegringen, dem späteren Bundespräsidenten. In einem Gespräch mit Heinrich Drimmel, dem langjährigen Unterrichtsminister, hat Julius Raab einmal diese Begegnung eindringlich geschildert:

Der Köana is füri kumman, es war a unruhige Nacht, a Massa Störfeuer war auf da Stöllung. Der Köana hat si davon bei der Inspizierung unserer Arbeit net störn lassn. Und dann war a Einschlag, ganz in der Näh. Mir sein weita die Stellung ogangen, der Köana hat mi gfragt, warum i mi im Feuer exponier. I hab ghorsamst gmeint, dass der Oberst do a koa Rücksicht auf nichts nimmt. Da hat der Köana gmant, dass er heraußen is, damit er inspiziert und nit auf da Erd umanandkreult. Nach einer Weil hat der Köana zum Spaß gsagt, es sei eh ka Not an Oberst in der Armee. Nur die guaten Sappeur-Offiziere wurdadn rar.

Zur Erklärung, was sind Sappeure? Die technischen Gruppen der alten k. u. k.-Armee haben zwei Richtungen gehabt, die Pioniere und die Sappeure. Wenn ich's vereinfacht darstelle: Die Pioniere waren für das zuständig, was mit dem Wasser zu tun hatte, Brückenbau usw., die Sappeure für die Erdbefestigungen.

Die beiden Männer, Raab und Körner, haben dieses erste Zusammentreffen nicht vergessen. Als Julius Raab im Frühjahr '53 Bundeskanzler wurde, betrat er das Zimmer des Bundespräsidenten Körner, der in der Volkswehr der Ersten Republik General geworden war, mit den Worten: „Herr General, Sappeur Oberleutnant der Reserve Julius Raab meldet sich gehorsamst zur Stelle.“ Lassen Sie mich hier eine Vermutung äußern: Ich glaube, es gab ein unsichtbares Band zwischen den Offizieren der k. u. k.-Armee – gleichgültig, ob sie später dann in verschiedenen politischen Lagern tätig waren. Ich weiß von Hannes Androsch, dass er auch einen alten Sozialisten zitiert, der in dieser Beziehung seine Ehrfurcht vor der Monarchie nie verleugnet hat.

Julius Raab war Mitbegründer der ÖVP, erster Obmann des Wirtschaftsbundes, Staatssekretär für öffentliche Bauten usw. Er sollte nach den Wahlen vom 25. November 1945 – ein welthistorisches Datum, wenn man sich das überlegt, ein Staat, in dem die Russen Besatzungsmacht sind, erteilt den Kommunisten schlicht und einfach eine Ohrfeige – in die Regierung kommen. Die Sowjets lehnten ihn ab wegen seiner Heimwehr-Vergangenheit. Und der designierte Bundeskanzler Leopold Figl erschien

im Gebäude des Staatssekretariats am Schwarzenbergplatz, um seinem Freund Julius Raab davon Mitteilung zu machen. Raabs lakonische Antwort: „Mach da nix draus, Leopold, i mach da den Klub.“

Nachdem Figl gegangen war, ließ der wortkarge Julius Raab seinen ebenso wortkargen Sekretär Smekal – ein herrlicher germanischer Name – kommen. Und zwischen den beiden Männern erspann sich folgender Dialog: „I wer' nit Minister.“ – „Warum?“ – „Die Russen san dagegen.“ – „Wos machma jetz?“ – „Mir gengan ins Parlament.“ – „Was machma dort?“ – „Des wirst scho sehn.“

So wurde Julius Raab Klubobmann der Österreichischen Volkspartei, er war Obmann des Wirtschaftsbundes, einer der Stellvertreter des Parteiobermanns. Und man hat mit Recht gesagt, dem Raab geht es gut, denn er ist der einzige Österreicher, der – wenn er etwas will – nicht den Raab fragen muss.

Julius Raabs Verhältnis zu den Nationalökonomern war ambivalent. Volles Vertrauen hatte er zu Reinhard Kamitz, der ihm zunächst als stellvertretender Generalsekretär in der Kammer und später als Finanzminister in der Regierung ein unerlässlicher Ratgeber war. Und darauf, glaube ich, legt Herr Präsident Androsch besonderen Wert, es ist mir auch ein Herzensbedürfnis: Der Raab-Kamitz-Kurs war auch ein Raab-Waldbrunner-Kamitz-Kurs. Auch das sei hier der historischen Wahrheit wegen festgehalten.

Der langjährige Leiter des Wirtschaftsforschungsinstituts, Prof. Nemschak, berichtet dagegen, dass Raab nach schwierigen Preis-/Lohn-Verhandlungen zu ihm gesagt hat: „Sie können vielleicht a ganz a guater Professor sein, aber von Wirtschaftspolitik verstehgan 'S nix.“

Die von Raab und Johann Böhm begründete Sozialpartnerschaft war in ihrer Art etwas so einmaliges, dass man bereits zu Lebzeiten der beiden Männer sagte: „Einem Ausländer kann man die Sozialpartnerschaft nicht erklären, einem Österreicher muss man sie nicht erklären.“

Julius Raab seinerseits brachte die Tatsache, dass nun politische, wirtschaftliche und soziale Zusammenarbeit an die Stelle des Haders der Ersten Republik getreten war, auf eine einfache Formel: „I hab die Sozialisten lieber am Verhandlungstisch als auf der Straßn.“

Meine Damen und Herren, auch hier vielleicht ein persönliches, mich sehr berührendes Erlebnis. Das war das Staatsbegräbnis für Johann Böhm. Und das war für mich das Typische, was die Zweite Republik von der Ersten unterscheidet. Beim Staatsbegräbnis marschiert der Kondukt des Bundesheeres traditionsgemäß bis zum Schwarzenbergplatz, weil dort eine Autokolonne wartet und die prominenten Gäste dann zum Zentralfriedhof bringt, wo ein weiteres Kontingent des Bundesheeres steht. Und ich erinnere mich, beim Begräbnis von Johann Böhm stand ich am Fenster im Haus der Industrie am Schwarzenbergplatz –für mich dokumentierte sich der Wandel von 1934 und der Zeit nach 1945, als der Kondukt der Garde einschwenkt, die Garde senkt die Fahne mit der Muttergottes – die Fahne der Garde hat nach wie vor die Muttergottes und die Kronländer – und präsentiert vor dem Präsidenten des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. Da ist es mir kalt über den Rücken gelaufen, weil ich mir gedacht habe: Und wo ist das Jahr '34? Das haben wir nun überwunden.

Julius Raab hatte ein sehr einfaches Modell für eine Zusammenarbeit. Das war die Frage der Zumutbarkeit. Was kann man dem Partner in einer Regierung zumuten, ohne dass er – auf gut asiatisch gesprochen – das Gesicht verliert. Es ging einmal um ein Gesetz, ein hervorragender junger Konzeptsbeamter der Bundeswirtschaftskammer legte einen Gesetzentwurf vor. Raab lässt den jungen Mann kommen und sagt: „Herr Dokta, a glänzende Arbeit, aber des können 'S den Roten nit zuamuten.“ In diesen Worten allein „des können 'S ihnen nit zuamuten“ liegt eine Welt, meine Damen und Herren.

Nun, Raab mit treffenden Ausdrücken – es ging wieder um eine Wahl in Österreich. Raab sagt zu Lugger: „Es Tiroler wähl'ts ja nit amal die Zehn vom Bundespräsidenten.“ Nachdem sich das Gelächter über diesen Ausspruch gelegt hatte, fragte Niederösterreichs Landeshauptmann Johann Steinböck, ein Mann wie ein Kasten: „Du, Julius, wann die Tiroler nur die Zehn wöhl'n, was wöhl'atn nacher wir Niederösterreicher?“ Raab maß den beleibten Landeshauptmann mit einem langen Blick und sagte dann: „Des waß i net, a ans waß i: Wann du da Kandidat warst, Hannes, nacher wöhl'atn 's die Wampn.“

Noch geringer als das Stimmenpotenzial der Tiroler schätzte Julius Raab die Wahlstärke der Industriellen ein, ich kann es aus eigenem sagen. So sagte er einmal zum Präsidenten der Vereinigung, Hans Lauda, dessen Stellvertreter Mayer-Gunthof und dem Generalsekretär Franz Curt Fetzner: „I bitt euch, die Industriellen wöhl'n do nit amal die klane Zech'n von an Nationalrat.“

Nach der Niederlage Heinrich Gleißners bei der Bundespräsidentenwahl begann in der ÖVP das große Reformieren. Raab löste seinen Freund Leopold Figl als Bundesparteiobmann ab. Und anstelle von Felix Hurdes wurde Alfred Maleta Generalsekretär – Maleta, der erst kürzlich in einer feierlichen Zeremonie am Zentralfriedhof seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Als Bundesparteiobmann hatte Julius Raab nun mehr denn je in der Kärntner Straße 51, dem Sitz der Bundesparteileitung, zu tun. Der Prunk des Gebäudes, das der Börsenbaron Todesco in den Gründerjahren errichtet hatte, behagte ihm wenig, weshalb er eines Tages sagte: „Des Haus muss a Architekt baut ham, a Baumasta gibt si für sowas net her.“

Zu den Reformen der Österreichischen Volkspartei gehörte auch die so genannte Junge Front, die vor allem das, was Gerd Bacher einmal die „heimatlose Rechte“ genannt hat, ansprechen sollte, also Heimkehrer aus dem Krieg mit einer teils nationalen Vergangenheit, junge Kriegsoffiziere, liberal denkende Menschen. An der Spitze stand der Rechtsanwalt Dr. Ernst Graf Strachwitz, der auch in der Republik immer Wert darauf gelegt hat, als Graf Strachwitz angesprochen zu werden, Träger einer der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnungen, aber ein sehr demokratischer Mann. Und als die Junge Front formiert war, meldete er sich bei Raab und sagte: „Herr Bundeskanzler, die Junge Front steht hinter Ihnen.“ Darauf Raab: „Sehr schön, Herr Graf, wanns a Division beinand habts, mölts eich halt wieda.“

Im Führungsgremium der Jungen Front saßen einige Angehörige der Aristokratie. Dementsprechend erzählte Raab einmal: „Gestern war i bei ana Sitzung von der Jungen Front. Auf amal kummt da Vorzimmer-Diener eini und sagt: Der Herr Graf wird am Telefon verlangt. Was soll i euch sogn? Fünfe sein aufgestandn.“

In seiner Eigenschaft als Präsident der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft legte er mit dem Präsidenten des Gewerkschaftsbundes, dem schon zitierten Johann Böhm, den Grundstein zur viel gerühmten Sozialpartnerschaft. Die beiden Männer verband eine aufrichtige und freimütige Freundschaft. Als sie eines Tages wieder einmal bei Lohn- und Preisverhandlungen beisammen saßen, klagte Böhm: „Mei Frau hat beim Meini Zitronen kauft, sie kosten scho um die Hölft'e mehr als vorige Woch'n.“ Darauf Raab trocken: „Aso? Dei Frau geht zum Meini? I hab glaubt, die kauft beim Konsum.“

Handelsminister im Kabinett Raab war der langjährige Kammeramtsdirektor der steirischen Handelskammer, Dr. Dr. Dr. Udo Illig. Der dreifache Doktor war ein ebenso klein gewachsener wie temperamentvoller Herr, zu dessen Spezialitäten es gehörte, bei jeder passenden Gelegenheit mit dem Rücktritt zu drohen. Julius Raab nahm diese Drohungen gelassen hin und pflegte, wenn sein Handelsminister wieder einmal seine Demission angeboten hatte, lediglich zu sagen: „Heut hat mir da Illig wieda die Patschn an die Tür g'stellt.“

Die Kleinwüchsigkeit bot Anlass zu mancherlei Scherzen. Viele von Ihnen erinnern sich noch an das grüne Palmers-Wagerl, das mit einem Pony durch die Straßen gefahren ist, um die Palmers-Filialen zu beliefern. Raab stand einmal am Fenster des Ballhausplatzes, als plötzlich das Fahrzeug von Palmers vorbeifuhr. Raab konnte sich nicht enthalten, zu seinem Handelsminister, der gerade wieder einmal im Begriff war zu demissionieren, zu sagen: „Udo, dei Zeigl is vorg'fah'n.“

Eines Tages, am Samstag, dem 15. September '56, ließ Julius die Patschn, die ihm Illig vor die Tür gestellt hatte, dort stehen, das heißt, er nahm den Rücktritt an und bestellte den Staatssekretär im Finanzministerium, Dr. Fritz Bock, zum neuen Handelsminister. Bock erfuhr die Ernennung aus den Rundfunknachrichten, rief daraufhin den Bundeskanzler an, bedankte sich und meinte schließlich, dass man ihn immerhin vorher hätte fragen können. „Hättst na gsagt?“, meinte Raab. „Nein, natürlich hätte ich nicht nein gesagt“, sagte Bock darauf zu Raab. – „Na also, warum hätt i di dann fragen soll'n?“

Es war bekannt, meine sehr geehrten Damen und Herren, dass Raab Sitzungen zu beenden pflegte, so einmal in einem Fall: „Ein Drittel der Anwesenden ist gegen Neuwahlen, ich schließe mich an, damit ist die Mehrheit gegeben.“

Bei einer anderen Situation: „Wann i jetzt abstimmen lass, is die Mehrheit für Neuwahlen – also lieber net abstimmen, die Sitzung ist geschlossen.“

Mit dem Abschluss des Staatsvertrages war Österreich in den Mittelpunkt des Interesses internationaler Medien gerückt, weshalb für den Presseclub Concordia und den Verband der Auslandskorrespondenten geeignete Räumlichkeiten geschaffen werden mussten. Man fand sie im Haus Bankgasse 8 nahe dem Ballhausplatz, es musste aber für diese Zwecke erst adaptiert werden. Raabs diesbezüglicher Auftrag an den legendären Chef des Bundespressedienstes, Sektionschef Fritz Meznik, lautete: „Richt' Ihnen die Hüttn anständig her.“

Nach der Rückkehr aus der Sowjetunion wurde Raab bei einer Pressekonferenz einmal gefragt, warum er nach Washington nur in Begleitung seines Sekretärs, nach Moskau dagegen mit einer großen Regierungsdelegation gereist war. Seine Antwort: „In Washington hab i mi net so gefurcht.“

Eine herrliche Anekdote über die Militarisierung Österreichs. Am 22. Oktober 1956 reiste Julius Raab zu einem Staatsbesuch nach Bonn. Dort wurde der Kanzler, der von Sommer '55 bis zur Wahl '56 auch offiziell Ressortchef des Bundesheeres gewesen war, für das damals eine Sektion im Bundeskanzleramt zuständig war, auf einer Pressekonferenz gefragt: „Wieso geht die Aufstellung einer Armee in Österreich so reibungslos vor sich? Und warum gibt es bei Ihnen im Gegensatz zu Deutschland keine Ohne-mich-Bewegung?“ Darauf Raab trocken: „Schaun 'S, wir haben halt a wesentlich längere militärische Tradition als die Preußen.“

Das große Problem Deutschland-Österreich hat Raab unmissverständlich in einen einfachen Satz gekleidet: „Deutsch ist unsere Muttersprache, Österreich ist unser Vaterland.“

Nachdem das große außenpolitische Ziel des Staatsvertrages erreicht war, widmete sich Raab mehr denn je der wirtschaftspolitischen Aufgabe der Erhaltung von Vollbeschäftigung, Währungsstabilität und Wirtschaftswachstum. Dabei ließ er sich weniger von theoretischen Leitlinien als von praktischen Erfahrungen leiten. So kam er eines Tages mit einer Schweizer Franken-Note aus dem Jahr 1911 in das Kanzleramt. Die Note hatte ihm sein Bruder, der als Kultur- und Presseattaché an der österreichischen Botschaft in Bern tätig war, gegeben. Raab gab die Banknote seinem Kriminalbeamten und sagte zu ihm: „San 'S so guat und gehngan 'S in a Bank und schau'n 'S, ob 'S für den Schein no a Geld kriegn.“ Nach kurzer Zeit kam der Inspektor zurück und überbrachte den Wechselerlös in Schillingen. Raab hat diese Begebenheit oft erzählt und stets hinzugefügt: „A Banknotn, die man nach 40 Jahr' no einwechseln kann – des is Währungsstabilität.“

Nicht nur die Österreicher bekamen den Regierungsstil Raabs zu spüren. Bisher war es Brauch gewesen, dass der Bundeskanzler in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen den sowjetischen Hochkommissar in dessen Hauptquartier im Hotel Imperial aufsuchte. Auch Raab machte seinen Antrittsbesuch im Imperial, sagte aber bei der dieser Gelegenheit zu General Sviridov: „Herr General, das nächste Mal kommen Sie zu mir. Sie können unbesorgt sein, bei mir hört niemand zu.“

Die Berufung zum Regierungschef hatte nichts am Lebensstil Julius Raabs geändert. Auf Äußerlichkeiten legte er wenig Wert, Repräsentationspflichten liebte er nicht. Er ließ sich zwar für einen Frack Maß nehmen, fand für die Anprobe aber keine Zeit. Als der Schneider deshalb wiederholt telefonisch mahnte, sagte Raab schließlich zu seinem Sekretär: „Ruf ihn an und sag, er passt scho.“

Eine legendäre Begegnung gab es auch zwischen Raab und Josef Taus. Josef Taus, ein Mann, der jedem die Welt erklärt, der kein Ende findet, aber intellektuell großartig beschlagen und natürlich immer im Bewusstsein, „ich habe die Weisheit für mich gepachtet“. Raab hatte sich wieder einmal die langen Tirade Taus' anhören müssen und dann sagte er trocken: „Ans waß i, Pepi, mit dir werd i mi nimmer ärgern miaßn.“

Zum Parlament auch eine typische Bemerkung von Raab: „Wenn ein Abgeordneter im Parlament nix redt, glauben die Leut, er versteht nix. Wann er was redt, wissen se's genau.“

Julius Raab war – was die wenigsten wussten – musikalisch begabt und spielte gelegentlich im Freundeskreis Klavier. Peter Weiser hat mir dazu eine sehr nette Anekdote übermittelt. Raab war einmal Gast bei einem Konzertabend in einem privaten Kreis. Die Hausfrau kam erschüttert zu ihm und sagte: „Der Klavierbegleiter hat abgesagt, was machen wir mit der Sängerin?“ Darauf Raab:

„Geben 'S ma die Noten und lassen 'S mir a halbe Stund' Zeit“, hat sich ans Klavier gesetzt und die Sängerin einwandfrei begleitet.

Nun zur Musik. Einmal saß er mit dem Bundespräsidenten Theodor Körner in der Ehrenloge des Musikvereins, als im Rahmen eines Festkonzerts auch die berühmte Alpensymphonie von Richard Strauss aufgeführt wurde. Nachdem das gewaltige Orchesterwerk verklungen und der Beifall verrauscht war, sagte Raab beim Verlassen der Loge zu Körner: „Göhd, Herr Bundespräsident, mit Symphonien hamma jetz a Zeitlang gnua.“

Bei einer anderen Gelegenheit bewies Julius Raab, dass er keinen Wert darauf legte, als Kenner und Liebhaber der Musik zu gelten. Bei einem Besuch in der Klinik seines Freundes Professor Fellinger traf er mit dessen Patienten König Ibn Saud zusammen. Zwischen dem Monarchen und Raab entspann sich mithilfe eines Dolmetschers ein Gespräch, in dessen Verlauf Ibn Saud die Schönheiten der österreichischen Musik pries und fragte, wer denn der Lieblingskomponist seines Gesprächspartners war. Darauf Raab zum Dolmetscher: „Sagn 'S iahm halt irgendan.“

Arroganz war Julius Raab in der Seele zuwider. Als er einmal einen Kriegskameraden traf, der ein Monokel trug, sagte er zu ihm in aller Ruhe: „Wanns d' mit mir redn wüllst, tua bittschön vorher den Glasscherbn ausm Aug.“

Junge Menschen konnten immer mit dem Wohlwollen Julius Raabs rechnen. Als er einmal die Hotelfachschule in Gleichenberg besuchte und dort das Mittagessen einnahm, hatte einer der Schüler das Pech, den Altkanzler beim Servieren von oben bis unten mit der Suppe anzuschütten. Allgemeines Entsetzen – aber Julius Raab sah den jungen Mann, der verlegen ein „Entschuldigung“ stammelte, freundlich an und sagte: „Göhd, da hast da halt den Höchsten ausgesucht.“

Für die Schwächen der großen Koalition und des Proporz war Raab nicht blind. „Proporz“, sagte er einmal, „is, wann i ins Funkhaus kumm und überall statt ana Hand zwei Händ schütteln muss.“

Raab war aber auch eine Autorität in privaten Dingen. Die Autorität des Kanzlers war so groß, dass er auch in persönlichen Angelegenheiten um Entscheidungen ersucht wurde. So erschien eines Tages ein alter Freund – der Name ist mir bekannt – bei ihm, der vom Kanzler die moralische Genehmigung einholen wollte, sich scheiden zu lassen. Er respektiere seine Frau noch immer, man habe sich auseinandergelebt, die Kinder seien ohnehin aus dem Haus und versorgt usw. Julius Raab, der selbst ein vorbildlicher Ehemann war, scheute in diesem Fall vor drastischen Worten nicht zurück, die ihre Wirkung auch nicht verfehlten, denn die in Frage stehende Ehe hielt. Er sagte: „Du wüllst dei Oide loswerdn? Des wolln mir alle irgendwann amal im Lebn. Du bleibst schen verheirat und bei der Alten.“ Die Ehe hat dann auch wirklich gehalten.

Ich darf das Kapitel Julius Raab mit einer menschlich sehr erschütternden Anekdote schließen. 1963 – meine Damen und Herren, Sie werden sich erinnern – stand die ÖVP vor der schier aussichtslosen Aufgabe, gegen Adolf Schärf einen seriösen Kandidaten aufzustellen, dabei aber nicht einen Politiker zu verbrauchen, der für die Zukunft der Volkspartei wichtig war. Gesucht wurde jemand, der die Mühsal auf sich nahm, obwohl die Chancen höchst gering waren. Die Wahl fiel auf Julius Raab, der einfach sagte, als man ihm dieses Angebot machte anzutreten: „Ich gehorche“, so wie er das als Offizier gewohnt war.

Raab – ich kann mich erinnern – hat diesen Wahlkampf in einer furchtbaren körperlichen Verfassung durchgemacht. Nach monatelanger Krankheit schlotterten die Anzüge, das Gesicht war wächsern, der Hemdkragen schien um zwei Nummern zu groß. Mit letzter Kraftanstrengung unternahm er seine Wahlkampfreise in die Bundesländer. Auf den Wahlplakaten wurde er in seinen besten Jahren gezeigt: Julius Raab, der Freiheitskanzler. In Badgastein ließ sich der Tross nach einer kurzen Ansprache zum Mittagessen nieder. Raab studierte lange die Karte und bestellte dann mit schwacher Stimme: „Herr Ober, ich nehm a Schnitzerl.“ Der begleitende Arzt war damit nicht einverstanden und sagte kurz: „Für den Herrn Bundeskanzler eine Forelle Blau.“ Noch einmal versuchte Raab kläglich, sich durchzusetzen: „Na, i wollt a Schnitzerl.“ – „Herr Ober“, korrigierte der Arzt, „Sie haben richtig verstanden, der Herr Bundeskanzler nimmt eine Forelle Blau.“ Raab sah damals zu dem jungen Kurier-Journalisten Heinz Nussbaumer hinüber und sagte nur: „Sehen 'S, junger Freund, so ist das im Leben. Und auf dem Plakat steht: Er brachte die Freiheit.“

Raab verlor – wie nicht anders zu erwarten – die Wahl gegen Schärf mehr als deutlich. Am nächsten Tag suchte er wieder seinen Schreibtisch in der Kammer am Stubenring auf. Als er das

Präsidentenzimmer betrat, brummte er nur: „Servas. Gestern hamma an gsundn Schraufn kriegt.“ Wenige Monate später starb er.

Eine Anekdote noch über Karl Renner. Karl Renner war im Hotel Imperial, das die Sowjets zu ihrem Hauptquartier umfunktioniert hatten, zu einem Mittagessen eingeladen. Am Ende des Essens wurden Kaffee, Digestifs und Rauchwaren angeboten. Als sich Renner schließlich verabschiedete, nahm er mehrere Pakete Zigarren und Zigaretten, steckte sie in seine Sakkotaschen und stand auf. Auf den erstaunten und kritisch fragenden Blick des Hochkommissars meinte der Sozialdemokrat Renner: „Karl Marx hat uns doch gelehrt: ‚Expropriiert die Expropriateure.‘“ Der Hochkommissar hat es mit Haltung getragen.

Meine Damen und Herren, ich komme zur zweiten Persönlichkeit, die an Anekdoten unerschöpflich ist, das ist Bruno Kreisky. Ich bitte die beiden ehemaligen Mitglieder der Bundesregierung, gnädige Richter zu sein. Ich weiß, bei einer Anekdote wird Hannes Androsch sagen, das hat sich nie so ereignet.

Ich habe persönlich das Gefühl gehabt – und das weiß ich aus Begegnungen zwischen Kreisky und meinem großen väterlichen Freund und Lehrer Mayer-Gunthof – dass es hier eine besondere Beziehung gegeben hat und dass Bruno Kreisky immer wieder auch seinen Respekt vor der alten Monarchie nicht verhehlt hatte. Und mir ist die Ehre zuteil geworden, dass ich den ersten Band der Kreisky-Memoiren für eine Wochenzeitung rezensieren durfte. Und ich habe lange überlegt, welchen Titel mache ich darüber. Und ich höre, dass der Titel dann dem Herrn Alt-Bundeskanzler sehr gefallen hat – ich hab drübergeschrieben: „Ein roter Kakanier“. Ich glaube, das war er auch, denn Kreisky war bekannt dafür, dass er behauptete, den „Mann ohne Eigenschaften“ wirklich gelesen zu haben.

Also Bruno Kreisky. Und ich glaube, meine Damen und Herren, ein Teil der eminenten Ausstrahlung von Bruno Kreisky war auch die Sprache – das langsam Getragene, das das Gefühl der Sicherheit und Ruhe vermittelt. Ich erinnere mich noch, wie damals der OPEC-Überfall war. In dem Augenblick, wo der Kreisky aus dem Flugzeug in Wien gestiegen war, hat man das Gefühl gehabt, „es kann dir nix gschehn“, wie das so schön bei einem österreichischen Dichter heißt.

In einer Pressestunde saß Kreisky einmal einem konservativen Journalisten gegenüber, der ihm eine besonders harte Frage stellen wollte. Kreisky verbreitete sich in mehr und mehr, bis ihn der Journalist fragte: „Danach habe ich Sie nicht gefragt, Herr Bundeskanzler.“ Darauf Kreisky, nie um eine Antwort verlegen: „Ich weiß. Aber ich wollte das sagen.“

Vor allem in einem Bereich wollte Bruno Kreisky die Zügel nicht aus der Hand geben, in der Außenpolitik. Daher machte er nicht seinen langjährigen, sehr ehrgeizigen Sekretär und politischen Berater Jankowitsch zum Außenminister, sondern zunächst den parteilosen Rudolf Kirchschräger und 1964 nach dessen Wahl zum Bundespräsidenten den weit weniger ehrgeizigen Diplomaten Erich Bielka-Karltru. Jankowitsch, der sich wieder einmal ernsthafte Hoffnungen gemacht hatte, suchte Trost bei Kreisky-Kronprinz Leopold Gratz: „Was sagst, der Alte hat mi wieder nicht berücksichtigt.“ Darauf der gütige Poldi: „Reg di net auf, in deinem Alter war der Dollfuß scho tot.“

Bei Kreisky war wieder einmal in der Armbrustergasse eine große Runde von exzellenten Nationalökonomern geladen. Drei Stunden lang genoss er das Schauspiel, dass jeder der Professoren eine völlig andere Strategie für die Wirtschaft vorschlug. Der eine für eine Abwertung, der andere für eine Aufwertung, der dritte für eine Verringerung der Geldmenge usw. Am Schluss, meist lange nach Mitternacht, resümierte Kreisky knapp: „Ich danke Ihnen für diese ungeheuer interessanten Anregungen. Sehr interessant, wie Sie die Wirtschaftspolitik gestalten würden.“

Kreisky hatte auch kurze Zeit einen Verteidigungsminister aus der Generalität, den berühmten Karl Lütgendorf. Kaum hatte Kreisky Lütgendorf mitgeteilt, dass er ihn als Nachfolger seines schwer erkrankten Offizierskameraden Freisler ernannt hatte, der einfach dem Amt nicht gewachsen war und körperlich, glaube ich, daran fast zugrunde gegangen ist, griff Lütgendorf zum Telefon, um die freudige Nachricht seinem Vater, General in Ruhe Kasimir Freiherr von Lütgendorf, mitzuteilen. Knappe Antwort des alten Herrn, der offenbar mit prophetischer Gabe ausgestattet war: „Gott schütze Österreich.“

Im Bundeskanzleramt trifft die überraschende Nachricht ein, Verteidigungsminister Lütgendorf sei Vater geworden – der Freiherr hatte noch einmal geheiratet. Die engste Umgebung Kreiskys

überlegte, wie sie dem Kanzler diese Neuigkeit am besten unterbreiten kann, ließ sich doch seine Reaktion auf solche Überraschungen nur schwer abschätzen. Man entschließt sich, dies bei einer längeren Autofahrt zu tun – in der Hoffnung, der Kanzler würde nicht zu heftig reagieren. Als man den Regierungschef müde genug von der langen Fahrt wähnt, nimmt der begleitende Sekretär einen Anlauf und teilt Kreisky die Botschaft mit. Darauf wiegt der Alte mehrmals nachdenklich den Kopf und fragt schließlich den jungen Begleiter: „Sagn 'S, Herr Doktor, wie alt ist eigentlich der Lütgendorf?“ Der Sekretär versucht rasch nachzurechnen: „Genau weiß ich's nicht, aber über den Sechziger ist er schon.“ Weitere sehr, sehr lange Pause. Meinte dann der um drei Jahre ältere Kreisky: „Ja, ja, Doktor, so ein General kann sich eben auch das noch befehlen.“

Meine Damen und Herren, das habe ich selbst erlebt. Ein Teil der österreichischen Währungspolitik bzw. der Nicht-Währungspolitik ist auch bei langen Abendspaziergängen zweier Hundebesitzer gemacht worden am Schreiberweg, nämlich der Bruno Kreisky aus der Armbrustergasse und der Präsident der Industriellenvereinigung, Hans Iglar, aus der Probusgasse. Und wenn dann Kreisky wieder mit irgendeinem Argument kam gegen eine Aufwertung und gegen ein Mitziehen mit der D-Mark usw. – also das, was er dann als die erfolgreiche österreichische Hartwährungspolitik verzeichnet – hat man gesagt: „Aha, jetzt san die beiden Herren wieder amal mit die Hund' am Schreiberweg spazieren gegangen.“

Meine Damen und Herren, ein Glanzpunkt beim Erfinden einer Schlagzeile. Das war der 28. September 1978, er ging als Waterloo der sozialistischen Medienpolitik in die Rundfunkgeschichte ein. An diesem Tag stellten sich drei Kandidaten der Wahl zum Generalintendanten, der amtierende Generalintendant Otto Oberhammer, sein Vorgänger Gerd Bacher und der ehemalige Fernsehredirektor Zilk, zu diesem Zeitpunkt Ombudsmann der Kronenzeitung. Obwohl die SPÖ bis zu diesem Tag alle Abstimmungen im ORF-Kuratorium mit 16 zu 14 Stimmen gewonnen hatte, versagte just an diesem Tag die Regie. Zwar hatte Zentralsekretär Karl Blecha das Organ der Bewegung, die AZ, am Vorabend der Wahl titeln lassen: „Bacher wird sicher nicht gewählt.“ Am nächsten Tag fasste es ein anderes SPÖ-Blatt, die Kärntner Tageszeitung, so zusammen: „Kreisky in Paris – Benja in Sophia – Bacher im ORF“. Das muss einem journalistisch einfallen...

Zwei Tage nach der für ihn nicht überraschenden Wahl klingelt bei Gerd Bacher spätabends das Telefon. Am Apparat ist der aus Paris zurückgekehrte Kanzler. „Eigentlich hab i's eh so erwartet“, typische Kreisky-Pause, „und eigentlich is eh net so schlecht.“ Nochmalige Pause. „Ham 'S an Hunger? Kommen 'S vorbei auf a Eierspeis“ – die der Alte selbst zelebriert hat.

Aus dem Anekdotenschatz von Karl Korinek auch eine köstliche Sache, ein Geschichterl vom Urlaub am Weißensee. Eines Tages, die Eltern von Korinek und der spätere Präsident des Verfassungsgerichtshofs saßen beim Frühstück, kam Kreisky in den Frühstücksraum, legte dem Vater von Korinek einen „Kurier“ auf den Tisch, in dem die Seite zwei aufgeschlagen war, deutete auf die Überschrift eines Artikels und sagte: „Das sind halt noch ordentliche Verhältnisse“, und ging wortlos wieder weg. Die Überschrift lautete: „Persien verprügelt seinen Finanzminister wegen zu hohen Defizits.“

Eine Möglichkeit, einem Menschen zu signalisieren, dass man ihn nicht besonders schätzt, ist die gespielte Erinnerungslücke. Ein Meister dieses Kunstgriffs war Bruno Kreisky. Beim Pressefoyer nach dem Ministerrat tadelt der Kanzler die Politik der ÖVP: „Der Herr Generalsekretär – hm – hm – äh.“ Ruf aus der Journalistenrunde: „Busek“. Kreisky grantelt: „I kann mir nit jeden ÖVP-Generalsekretär merkn.“

Eine ähnliche Erinnerungslücke provozierte Kreisky bei der Ernennung des Nachfolgers für den legendären Ingenieur Rudolf Häuser, den ersten Sozialminister und Vizekanzler in der SPÖ-Alleinregierung, der ein tragisches Ende wegen seiner Krankheit genommen hat. Da der Gewerkschaftsbund auf diese Position eine Erbpacht hatte, konnte sich der Kanzler den Nachfolger nicht selbst aussuchen, sondern musste den Vorschlag des ÖGB akzeptieren. Bei der Vorstellung des Neuen rächte er sich: „Das ist der neue Sozialminister, der Doktor ...“ – längere Nachdenkpause. Kreisky sieht unter den Journalisten Herbert Weissenberger, damals Vertreter der Kleinen Zeitung, zögert ein wenig und sagt: „... der Doktor Weißenberger.“ Der frisch ernannte Minister sieht aus wie beim Zahnarzt. Die Journalisten lachen. Ein Sekretär ruft immer lauter: „Weißenberg! Weißenberg!“ Kreisky war trotzdem nicht bereit, den Namen des Ungeliebten erneut auszusprechen und meinte brummend: „Na, Herr Minister, sagen 'S den Journalisten selber, wie 'S heißen.“

Kreisky und Gerhard Bronner. Hier spielt auch das jüdische Element eine Rolle. Als Bruno Kreisky den damaligen Todfeind Israels Yasir Arafat brüderlich in die Arme schloss und ihn damit für die Weltöffentlichkeit hoffähig machte, war Gerhard Bronner echt „stinkert“, wie er mir sagte. Im Radio, im Guglhupf in Ö1, entlud er seinen Zorn und nannte Kreisky einen „Weltmeister im Hochsprung über den eigenen Schatten“. Bald danach läutet bei Bronner das Telefon, am anderen Ende der Leitung Bruno Kreisky. „War das wirklich notwendig, Bronner?“ – „Meiner Ansicht ja, Herr Bundeskanzler.“ – „Gut. Wann dir was net passt, sag’s mir, aber die Gojim geht das nix an.“

Nun, meine Damen und Herren, auch hier eine sehr ernste Bemerkung. Ich glaube, vor einigen Jahrzehnten hat es zum Bildungsbestand der bürgerlichen Welt gehört, dass man ein Minimalvokabular aus dem Jüdischen hatte. Wenn Sie heute von einem Goi sprechen oder von einem Schegetzl, einem jungen Mann, schaut er Sie an und sagt: „Worüber redet der?“ Und ich habe meinen jungen Mitarbeitern immer gesagt: „Zum wichtigen Bestandteil eurer Bibliothek gehört ein Wörterbuch des Jüdischen.“

Eine sehr berührende Begegnung hatte Kreisky mit dem Ehepaar Treichl. Frau Treichl war als große Gegnerin Kreiskys bekannt. Bei einer politisch ebenso wie atmosphärisch bemerkenswerten Hochzeit in Kärnten - die Tochter des Vorstandsvorsitzenden der Bank für Kärnten, des Grafen Meran, heiratete den jungen Kahane – trafen Helga Treichl und Bruno Kreisky zusammen. Kreisky fährt im Rollstuhl hinein, Frau Treichl sagt zu ihm: „Herr Bundeskanzler, können wir nicht über die alte Geschichte Gras wachsen lassen?“ Kreisky versucht sich zu erheben und umarmt sie. Und sieht dann in einer Ecke Heinrich Treichl – und das ist wieder ein echter Kreisky –, winkt ihm zu und sagt nur: „Servus.“ Meine Damen und Herren, darin liegt eine gewisse Elegance.

Das Verhältnis Kreiskys zur Monarchie – ich glaube, dass er in seinem inneren Herzen eine sehr positive Einstellung zur Monarchie hatte. 1972 kam für viele überraschend der historische Händedruck zwischen Kreisky und Otto Habsburg aus Anlass einer Paneuropa-Veranstaltung. Kreisky musste natürlich dafür von seinen Spitzenfunktionären in der SPÖ manche Kritik einstecken. Wie er den verdatterten Frauen und Männern seine politische Tat schmackhaft machte, verrät das ungeheure Gespür dieses Mannes: „Genossinnen und Genossen“, hob Kreisky im bekannt schleppenden Ton an, „ihr werdet euch sicher fragen, warum ich das zugelassen habe.“ Prüfender Blick in die Reihen der finster dreinschauenden Funktionäre. „Indem dass mir der Herr seine Hand gegeben und sich vor mir verbeugt hat, ist er bei seinen eigenen Leuten unten durch.“

Kreisky und die Aristokratie – auch das eine interessante Facette. Als Otto von Habsburg damals in Wien war, hat es auch eine Veranstaltung im Konzerthaus gegeben, bei der eingeladen war vom Johannsklub und den Maltesern usw., also das, was noch an österreichischer Aristokratie übrig geblieben war. Alles saß, nur drei Herren standen: Otto von Habsburg, Kreisky und Doktor Mayer-Gunthof. Auf die Frage, warum Kreisky sich nicht gesetzt habe, antwortete er: „Solange der Sohn eines Kaisers steht, hat man ebenfalls zu stehen.“

Eine andere Frage: Otto von Habsburg war anlässlich eines runden Geburtstags der Paneuropa-Bewegung auch persönlich bei Kreisky am Ballhausplatz. Hinter dem Schreibtisch des Kanzlers hing damals ein großes Bild des Malers Hundertwasser, von dem auch Otto Habsburg einige Bilder besitzt. Die beiden Herren waren etwa 15 Minuten allein, danach fragte der Kanzlersekretär Kunz: „Wie war er?“ Kreisky: „No, vom Hundertwasser versteht er was.“

Der Baron Kövess von Kövesshaza, Sohn des bekannten Heerführers und späteren Feldmarschalls und letzten Oberkommandierenden der k. u. k.-Armee, den Kaiser Karl noch am 3. November 1918 vor der Verzichtserklärung in diese Funktion berufen hatte, traf bei einem Empfang mit dem damaligen Außenminister Kreisky zusammen. Seine Gattin bat Kreisky um eine Intervention für eine entfernte Verwandte. Kreisky, galant: „Natürlich, Baronin, das werden wir schon machen.“ – „Aber, aber, Herr Minister“, meldete sich der Gatte zu Wort, „in Österreich ist doch der Adel längst abgeschafft.“ – „Aber ich bitt’ Sie, lieber Baron, wir sind doch unter uns.“

Eines Tages war Karl Schwarzenberg bei Kreisky angemeldet, und der Sekretär meldet dem Herrn Bundeskanzler: „Karl Schwarzenberg ist seit gestern Chef der Familie und ist daher anders anzusprechen.“ Die Antwort von Kreisky: „Prinz bleibt Prinz. Und im Übrigen ist der Adel in Österreich abgeschafft.“

Die Frage, wie löst man ein heikles Problem. Elisabeth Liechtenstein, die Mutter des steirischen – mittlerweile heimgegangenen – Bundesrates Vinzenz Liechtenstein und Tochter der Ex-Kaiserin Zita,

bittet im Frühjahr 1982 Dieter Kindermann, den Redakteur der Kronenzeitung, bei Kreisky für die Aufhebung des Habsburg-Verdikts einzutreten. Zita von Bourbon-Parma hatte nie die Abdankungsdokumente unterzeichnet und durfte daher nicht nach Österreich. Kindermann zu Kreisky, nach dem Ministerrat: „Herr Bundeskanzler, ist es für Sie als Sozialdemokrat nicht menschlich verständlich, dass die Kaiserin nach 63 Jahren Exil endlich ihre Heimat sehen will?“ Als dann auch König Juan Carlos bei einem Besuch Kreiskys auf Mallorca für Zita interveniert hatte, wurde folgende echt österreichische Lösung vereinbart, die Kreisky Kindermann sofort wissen ließ: „Wir geben ihr a Durchreisevisum und kana wird nachschaun, ob's dableibt.“

Es kam auch zu einer interessanten Begegnung im Fernsehen – Kreisky und der junge Karl Habsburg. Und die österreichische Öffentlichkeit sagte: „Also wie wird er ihn jetzt ansprechen? Kaiserliche Hoheit geht nicht, Herr Habsburg geht auch nicht.“ Und da sieht man das unheimliche Gespür von Kreisky. Er hat sich überlegt und sagte dann: „Herr Fähnrich.“ Das war eine Verbeugung vor dem Bundesheer. Karl Habsburg war damals wirklich auch Fähnrich, er war Reserveoffizier, glaube ich, in einer Hubschrauberstaffel.

Ein Journalist – der Bruder Korrespondent in einer ÖVP-Tageszeitung, mit der sich Kreisky besonders rieb – fragte Kreisky einmal, wer sein Lieblingsmonarch sei. Er tippte dabei auf Josef II., den liberalen Reformen unter den Habsburgern. Zu seiner Überraschung antwortete Kreisky: „Die Kaiserin Maria Theresia.“

Anders als in der Politik war Kreisky, was sein Äußeres betrifft, mehr als konservativ. Er bevorzugte die klassische englische Linie, im wahrsten Sinn des Wortes von Kopf bis Fuß. Und eines Tages hat der Meister Nautsch, der Schuhmachermeister, der Kreisky schon viele Schuhe handgefertigt hatte, sein Leid geklagt, die jungen Leute wüssten den Wert eines Maßschuhs nicht mehr zu schätzen. Bei der nächsten Postsitzung musterte Kreisky das Schuhwerk seiner Mitarbeiter: „Was habt's ihr hier für Schuhe? Des is letzklassig, so etwas trägt ein Herr in diesem Haus nicht.“ Er zog mehrere Visitenkarten des Meisters aus der Tasche, der kurz darauf von Kreisky-Sekretären Besuch bekam. Der Maßschuster war für einige Zeit gerettet.

Es hat einmal ein Mitglied der Bundesregierung gegeben, das wegen einer Affäre in Straßburg etwas ins Gerede kam. Er kam in den Ruf, öffentlich Kontakt mit einem jungen Mann aus der Homosexuellen-Szene gehabt zu haben. Überlieferter Kommentar des alternden Kreisky: „Als Minister muss er doch wissen, dass man jemand auch aufs Zimmer kommen lassen kann.“

Bei Stadtterminen ging Kreisky gern zu Fuß ins Kanzleramt zurück. Dabei nahm er oft kleine Umwege, um ein wenig Auslagen gustieren zu können. Einmal schlenderte er mit seinem Sekretär Johannes Kunz durch die Wallnerstraße nahe dem Ballhausplatz. Vor dem bekannten Café Rabe – das ja nicht gerade ein Treffpunkt für Eminenzen und Exzellenzen aus der kirchlichen Szene war – blieb er stehen und sagte: „Gehn 'S, Herr Doktor, gehma da auf an Kaffee.“ Kunz: „Das wird nit guat gehn, Herr Bundeskanzler, des is a Hurencafé.“ Dieser Hinweis machte Kreisky umso neugieriger, er drückte die Nase ans Fenster, um die Damen zu erspähen. Schließlich meinte er brummend: „Vielleicht gehma da do nit hinein, weil da sitzen lauter Sektionschefs.“

Es war an einem Freitag etwa um 14 Uhr, Bruno Kreisky bat seine engste Mitarbeiterin Margit Schmidt, ihn mit dem Salzburger Landeshauptmann Dr. Lechner zu verbinden. Es verging einige Zeit, bis Margit Schmidt dem Kanzler erklären musste, in der ganzen Landesregierung sei niemand mehr da, der das Telefon abhebt. Kreisky bekam einen seiner berüchtigten Wutanfälle, schimpfte, dass dieses Land mit so einer Arbeitsmoral zugrunde gehen werde. In diesem Augenblick schaute der berühmte Chauffeur Blauensteiner bei der Tür herein und sagte: „Sehn ,S, Herr Bundeskanzler, dafür ham wir Sozis 40 Jahre gekämpft, dass am Freitag Mittag Schluss is.“

Ein persönliches Erlebnis noch, das mich sehr beeindruckt hat, allein aus dem akustischen Ambiente. Im Jahr 1970 oder '71 hatte ich damals eine ehrenvolle Einladung, zu einem Abendessen – es war ein herrlicher Sommerabend – in die Armbrustergasse zu kommen. Anlass war der Besuch von Manes Sperber. Und versammelt war die gesamte junge revolutionäre Prominenz der SPÖ, manche von denen sind dann sogar Sektionschefs geworden und haben völlig konservativ geendet. Und es gab ein herrliches Essen, ein sehr traditionelles Essen, also eine Leberknödelsuppe, dann Ente mit Rotkraut und Salzgurken. Und als die Salzgurken serviert wurden – ich habe das noch im Ohr, sagt Manes Sperber dreimal hintereinander: „Salzgurken. Salzgurken, Herr Bundeskanzler. Sie wissen das nicht, seit Jahrzehnten habe ich keine Salzgurke mehr gegessen. Dass Sie auf sowas Bedacht nehmen, das ehrt nicht nur mich, sondern auch Sie.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie – wenn Sie mir noch zehn Minuten gestatten – noch einige andere Prominente der österreichischen Politik hier zu Wort kommen.

Der ehemalige Berufsoffizier Theodor Körner war als Bundespräsident um ein gutes Verhältnis zur katholischen Kirche bemüht. Vor dem Besuch eines Hochamtes meinte der alte Offizier zu einem seiner Beamten: „Herr Hofrat, bleiben 'S ja in meiner Nähe, i kenn mi da nit so guat aus. Früher bei einer Feldmess' haben's gschossen, dann seima niederkniet, dann haben's wieder gschossen, und dann simma abgrückt zur Menage. Was dazwischen war, hab i mir nie mehr genau gemerkt.“

Der legendäre Georg „Schurl“ Prader, langjähriger Verteidigungsminister, hatte ein Spezial- und Stammetablisement, das Etablissement Renz im II. Bezirk in der Zirkusgasse, wo die Damen nicht mehr auf der Straße, sondern im Raum saßen. Prader hat dort öffentlich seine Generalität versammelt, auch junge Journalisten nahm er gerne mit, um sie ins Wiener Nachtleben einzuführen. Und es war die Gewohnheit – Prader war ein Sitzler, er konnte lange sitzen und hat den Adjutanten gesagt: „Herr Oberst, schau nach, wann im Kalender der Sonnenaufgang is. Wann der Sonnenaufgang is, lass die Autos vorfahren.“

Und ein Journalist vertraute ein erstes Nachterlebnis mit Schurl Prader einem Kollegen an: Der Prader war offenbar angemeldet, denn beim Eingang wartete schon die Chefin. Danach kam es zu folgendem kurzem Dialog: Prader: „Ham alle pickt?“ Die Chefin: „Ja, Herr Minister, i hab kontrolliert, alle ham pickt.“ Der Journalist dachte natürlich im ersten Moment an irgendeine besondere sexuelle Neuerung. Erst Tage später gelang es ihm, diese für ihn exotische Botschaft zu entschlüsseln. Prader hatte nämlich alle Animierdamen für den ÖAAB geworben und kontrolliert, ob sie auch die Mitgliedsbeiträge gezahlt bzw. die Marken gepickt haben, und nannte die Damen dieses Etablissements „meine beste Berufskampfgruppe“.

Zur Volkswirtschaft. Zum Tiroler Landeshauptmann – und das muss einem auch einfallen – kam ein Unternehmer, der ihm das Blaue vom Himmel versprach, um eine Förderung zu bekommen. Da der legendäre Walli unsicher war, zog er den jungen Kammeramtsdirektor Dr. Franz Fischler zu Rat: „Du, Direktor, was moanst dazu?“ Auch Fischler bemühte sich, den Landeshauptmann des Langen und Breiten von den Vorzügen der neuen Produkte zu überzeugen. Doch Wallnöfer blieb skeptisch. „Woaßt, Doktor, wann oana immer vom Kaschfluh und vom Noho redt, kummt als Nächstes sicher der Konkursch.“

Das Verhältnis eines Landeshauptmannes zu den Habsburgern habe ich selbst erlebt bei einem Abendessen im Schloss Eggenberg, das der damalige Landeshauptmann Josef Krainer für eine Begegnung der Generalsekretäre der Industrieverbände zur Verfügung gestellt hat. Der Landeshauptmann begrüßt, zeigt auf die Bilder der Habsburger und sagt: „Meine Vorgänger und ich.“

Ja, der schon genannte Johann Steinböck, Landeshauptmann Niederösterreichs, musste wegen eines Fußleidens eine Wiener Klinik aufsuchen. Ein junger Arzt, der den Politiker nicht kannte, nahm die Krankengeschichte auf. „Haben Sie mäßig gelebt?“ – „Wie moanen 'S des?“, knurrte Steinböck zurück. „Ich meine, ob Sie Alkohol zu sich nehmen.“ Steinböck musterte den jungen Mediziner mit einem langen Blick und lachte dann aus vollem Hals: „Dokterl, in der Lackn, die i ausgsöffn hab, kunntn Sie schwimmen lernen.“

Und von Steinböck stammt auch die Bemerkung: „A Entn is a bleds Viech – ane is zwenig, zwa san svül.“

Die Kriterien für die Auswahl für eine politische Karriere hat mir einmal Landeshauptmann Ludwig wie folgt geschildert. Als er in die Politik gehen sollte, ließ ihn Landeshauptmann Maurer kommen und sagt: „Wannst in die Politik gehen wülst, muaßt am Wochenende unterwegs sein. Da muaßt schau, ob's dei Alte wüll. Geh, frag dei Alte und erzähl' mir am Montag, ob sie einverstanden is.“ Die „Alte“ war einverstanden und er konnte also dann in die Politik gehen.

Manche von Ihnen erinnern sich noch an eine der liebenswertesten Erscheinungen der Politik, das war Franziska Fast, Sekretärin der Metallarbeiter-Gewerkschaft. Sie erlebte ihre letzte politische Aufgabe als Volksanwältin. Bei ihrem ersten Besuch im ORF-Zentrum am Königlberg, der gleichzeitig ihr erster Auftritt für den Volksanwalt war, wurde sie den Mitarbeitern der Redaktion vorgestellt, und

die hörten fassungslos Folgendes: „Heut muaß a schöner Tag fürn Bacher sein, heut kommt jemand zu Besuch, der klana und schiacha is als er.“

Franz Olah auf die Frage: „Wie war's im Hefn?“ Er sagte: „Wesentlich angenehmer als in Dachau, aber eigentlich unangenehmer als in Wöllersdorf.“ Wöllersdorf war zur Zeit des autoritären Ständestaats jenes Anhaltelager, in dem Nationalsozialisten und Sozialdemokraten für die später folgende Zweite Republik manche Freundschaften geschlossen hatten.

Von Stefan Koren noch zwei kleine Bemerkungen. Er hatte kein sehr spannungsfreies Verhältnis zu seiner ÖVP. Vor allem das Niveau seiner Parteifreunde quittierte er gelegentlich mit beißendem Spott. So bemerkte er einmal mir gegenüber, mit dem Soundso – einem der ehemaligen Generalsekretäre, einem sehr wortreichen jungen Mann – hat er sich zu einem Essen getroffen. Koren: „Es war nicht nur schade um das Geld, das hat der Klub gezahlt. Es war schade vor allem um die Zeit.“

Und ich erinnere mich noch, als Koren Präsident der Nationalbank war, gab es ja in der Endphase der Hartwährungspolitik noch immer Wochenenden, wo der Schilling entsprechend adjustiert wurde. Und da war es natürlich üblich, dass die Industriellenvereinigung, die ja der Hartwährungspolitik nicht gerade begeistert gegenüberstand, protestierte. Und ich kann mich noch erinnern, einmal hatte Koren gesagt: „Passen Sie auf. Sie haben Pflichten, ich hab Pflichten. Jeder muss seine Aufgabe erfüllen. Sie schicken mir a Protesttelegramm, i leg's in d' Schreibtischlad' und mir reden nimmermehr drüber. Sie können sagen, i hab protestiert, und ich hab meine Aufgabe erfüllt und bin weiter für die Hartwährungspolitik.“

Eine Anekdote, die zeigt, wie glänzend die Sowjets informiert waren – das hat mir Dr. Hans Iglar einmal erzählt. Er war mit einer Delegation, der auch der Arbeiterkammer-Präsident Hrdlicka angehörte, in Moskau. Und als das Flugzeug von Moskau sich einer Gegend südlich der russischen Hauptstadt näherte, kommt der Dolmetscher und sagt zu Dr. Iglar: „Herr Doktor, an dieser Stelle waren Sie im Herbst 1941 mit der Panzergruppe Guderian. Wir wissen auch, wo der Herr Präsident Hrdlicka zu dieser Zeit war (ich glaube, er war damals noch in Russland). Wo Friedrich Peter, der auch der Delegation angehörte, war – das wissen wir leider nicht.“ Peter, der sich später zu einem aufrichtigen Demokraten wandelte, war damals Angehöriger der berüchtigten SS-Infanteriebrigade Nummer 1, die nicht eine kämpfende Einheit der Waffen-SS war, sondern im Etappenraum grauenhafte Säuberungsakte erledigt hat.

Eine letzte Anekdote, meine Damen und Herren, die mir Fritz Mular überliefert hat, bezieht sich jetzt auf die österreichischen Archive und deren Prägnanz. Der Marschall Tito war in Wien zu einem Staatsbesuch, und der Bundespräsident Franz Jonas gab ein Essen für den hohen Gast. Kaiserliches Porzellan, herrliche Damasttischtücher usw. Man hatte an nichts gespart. Nach einigen Gläsern guten österreichischen Weins beugt sich Franz Jonas zu seinem jugoslawischen Sitznachbarn: „Herr Marschall“, fragte Jonas steif, „Sie sind doch der ehemalige österreichische Feldwebel Josip Broz?“ Auf das zunehmende Nicken gar nicht wartend, setzte Franz Jonas fort: „Sie haben damals im Ersten Weltkrieg, wie mir meine Ordenskanzlei meldet, eine österreichische Auszeichnung erhalten, konnten sie aber nicht in Empfang nehmen, da Sie schon verwundet in russischer Kriegsgefangenschaft waren.“ Dann, leicht ins Wienerische verfallend, sehr vertraulich: „Wollen'S es haben, Herr Präsident?“ Tito zögerte nicht: „Es wird mir eine Ehre sein.“ Und er antwortete: „Ich habe soeben aus den Händen des verehrten Herrn Bundespräsidenten einen mir zustehenden Orden der alten Monarchie erhalten. Es ist ein Gebot der Höflichkeit, wenn ich Ihnen sage, wofür ich diese Auszeichnung damals bekam. Der Grund war der, ich hatte einige Wochen vorher zehn russische Soldaten gefangen genommen.“ Sprach's und leerte sein Glas.

Was die Präzision des österreichischen Kriegsarchivs, meine Damen und Herren, betrifft, konnte ich mich selber überzeugen, als ich einmal meiner Frau, die die Tochter eines k. u. k.-Offiziers ist, eine Freude machen wollte und ihr die Dienstbeschreibung ihres Vaters schilderte. Penibelst, meine Damen und Herren, habe ich um den Betrag, glaube ich, von damals 70 Schilling einen Stoß von Akten bekommen, in denen Karriere des jungen Leutnants bis hin zum Oberstleutnant in jeder Phase genau nachgewiesen war.

Ich bin am Ende, meine sehr geehrten Damen und Herren, und darf vielleicht mit einer kleinen persönlichen Bemerkung schließen, die ein ganz interessanter Mann mir gegenüber gemacht hat. Viele von Ihnen werden sich an den legendären Ober Robert vom Café Landtmann erinnern. Er sagte einmal zu mir: „Ja, wissen Sie, die Zeiten ändern sich. Ich hab dem Raab seinen Mokka gebracht, ich hab dem Kreisky sein Schinkenbrot gebracht, das Essiggurkerl durfte man nicht

vergessen. Und da sind immer herrliche Bemerkungen gefallen. Und jetzt schauen 'S Ihnen des an: lauter hochintelligente junge Burschen und Mädeln, jeder hat an Laptop vor sich, aber richtige ‚Sager‘ kriegt man keine mehr zu hören.“

Dieser Ober Robert war auch es auch, der an der Spitze einer Delegation von Kellnern dem Katafalk von Bruno Kreisky im Parlament seine Reverenz bekundete.

Meine Damen und Herren, Arthur Schnitzler hat einmal gesagt: „Die Nachwelt ist nicht besser oder schlechter als die Vergangenheit. Sie ist anders.“ Und mit diesem „anders“ sind wir täglich konfrontiert. Ich gebe Ihnen jetzt etwas zum Nachdenken mit. Ich habe Ihnen aus dem Anekdotenschatz der Zweiten Republik eine kleine Auswahl präsentiert, die von tiefer Weisheit, von sozialem Verständnis, von politischer Zurückhaltung, vom Gebot der Zumutbarkeit für den Partner usw. spricht, ein wenig vorgetragen.

Ich frage Sie – und diese Frage müssen Sie sich selbst gegenüber beantworten: Warum gibt es jetzt keine Anekdoten über Politiker?

Herzlichen Dank, dass Sie mir so lange zugehört haben.